



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Volkskultur und Persönlichkeitskultur

Natorp, Paul

Leipzig, 1911

Pestalozzis soziale Pädagogik

urn:nbn:de:hbz:466:1-35834

Pestalozzi's soziale Pädagogik

Es liegt hier in Wezlar uns nahe, uns an Goethe zu erinnern. Unsere Aufgabe selbst aber weist uns auf einen andern Großen derselben Zeit: Pestalozzi. Goethe und Pestalozzi sind Kinder einer Zeit und eines Geistes. In vielem erscheinen sie wie Brüder; unverkennbare Familienzüge verbinden sie. Hinter beiden steht Rousseau, neben, zwischen ihnen Herder.

Was diesen allen gemein ist, es ist die große, innige, ursprüngliche, unmittelbare Wärme für den Menschen, für reines Menschentum, reine Menschenbildung. Goethe lebt es uns vor; Herder wandelt es in umfassende, stets lebendig empfundene Lehre; Pestalozzi aber geht unmittelbar ans Werk: den Menschen im Menschen zu bilden.

Bei ihnen allen ist dieser Drang zunächst individualistisch, auf den Einzelnen in seiner Besonderheit gerichtet; aber er strebt doch zugleich zum Gemeinmenschlichen, er läßt sich vor allem nicht einengen auf Stand und Klasse. Das unbefangene Eingehen aufs schlichteste Volkstum, das tiefe Verständnis für die Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit und damit Stärke und Wahrhaftigkeit, die in ihm sich vielfach beweist, das ist eins der Dinge, in denen die drei Genannten auffallend zusammentreffen. Wohl sind sie alle darin durch Rousseau angeregt; aber Rousseau zündete in ihnen, weil der gleiche Trieb zur Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit — was man „Natur“ nannte — von Haus aus in ihnen selbst lebendig war. Gerade das Werk Goethes, an das wir in Wezlar zuerst denken, „Werthers Leiden“, ist neben allen seinen sonstigen großen Vorzügen durch diesen Zug ausgezeichnet; wie überhaupt die Gestalt des jungen Goethe uns darin besonders teuer ist.

Gleichwohl haben Goethe und Pestalozzi, obschon sie in persönliche Berührung gekommen sind, sich gegenseitig nicht angezogen. Und das ist im Grunde begreiflich. Denn bei so viel Übereinstimmung ist doch ein tiefer Unterschied. Goethe bleibt zuletzt immer er selbst. Sein Geist und Herz ist groß genug, weit aufgeschlossen für alles menschliche Geschick und menschliche Wesen; so auch fürs schlichte Volkstum. Er empfindet in ihm, wie andererseits im Kinde, die Ursprünglichkeit, die Nähe zur Natur, der heißgeliebten, ersehnten. Aber es ist nur eins von unendlich vielem, das ihn bewegt. Pestalozzi gibt diesem Einen seine ganze Seele. Er sieht und fühlt die unsägliche Verwahrlosung und Vernachlässigung der heiligen Kräfte,

die im Volke schlummern; diese Erkenntnis aber und der Entschluß zu helfen ist in ihm eins; wie, wer einen auf den Tod Wunden am Wege liegen sieht, nicht lange fragt und grübelt, ob und wie da zu helfen, ob gerade er der dazu Berufene sei, sondern läuft und Hilfe sucht und ergreift, wo er sie nur findet, und so durch die Not und den Drang des Augenblicks vielleicht ganz unbewußt das Rechte trifft, so mutet oft Pestalozzis Tun uns an. Es ist etwas Weibliches in dieser Unmittelbarkeit der Teilnahme, in diesem fast mütterlichen Instinkt der Liebe. „Alles für andere, für sich nichts“, so hat man auf seinen Grabstein geschrieben; wahrlich ein Wort, das vielleicht für den größten unter uns Erdenkindern noch zu groß ist; unter den wenigen aber, von denen man wagen darf es auszusprechen, ist gewiß kaum einer, auf den es zutrifft wie auf ihn.

Das erklärt vielleicht die gewisse leise Abstoßung zwischen ihm und Goethe. Sicher tut Pestalozzi diesem Unrecht, wenn er in ihm einmal einen zweiten Voltaire sieht, einen Fürsten zwar im Reiche des Geistes, der aber „dem Reichsglanz Millionen Volkssegens opfere“. Einen solchen Eindruck konnte allenfalls die erste Weimarer Zeit Goethes erwecken. Es ist in ihm doch ohne Vergleich mehr Wärme, mehr Tiefe der Menschenliebe als in dem zwar hoch geistigen, auch keineswegs unmenschlich teilnahmslosen, aber doch recht eigentlich ungemütlichen, eher menschenverachtenden Spötter. Aber bezeichnend ist dieser Vergleich für die Empfindung, die Pestalozzi Goethe gegenüber hat. Es ist wahr, daß Goethe der Menschheit Wohl und Wehe zunächst auf seine Seele nimmt, um dadurch sie zu erweitern. Er hatte volles Recht dazu als Dichter; das war sein Werk für die Menschheit, daß er, was er so in seine Seele aufgenommen, dann als ein treuer Spiegel, verklärt noch und gereinigt, zurückgab, und wahrlich mit Schmerzen und Ringen es von ihr wieder ablöste in seiner Dichtung. Pestalozzi war ein anderer Beruf beschieden: der der unmittelbaren Arbeit an der Volkserziehung und der Erziehung zur Volkserziehung. Ihr weihte er ein ganzes langes Leben voll heißen, mühseligen Ringens und Kämpfens. Der Ernst dieses Ringens führte ihn auch zur Theorie; denn um gegründete Wahrheit mußte es ihm zu tun sein, und die wird dem Menschen ohne tiefes Besinnen nicht zuteil. Hoch würdigt er auch die Kräfte der dichterischen Darstellung, zu der er reiche Gaben mitbringt, in seinen

besten Augenblicken wohl Goethe nahe kommt. Aber das alles bleibt untergeordnet der einen, gewaltigen sittlichen Aufgabe, die ihn sich zu ihrem besonderen Werkzeug erkoren hatte: der des erzieherischen, volkerzieherischen Schaffens und Wirkens. Auch in seiner tiefen und innigen Religiosität steht nicht obenan das persönliche Heilsbedürfnis; Religion bedeutet ihm nur die letzte Erhöhung und Heiligung jener seiner menschlich-sittlichen Aufgabe. Seine Religion ist Religion der reinen Menschenliebe; die menschenliebende Tat, das und nichts anderes ist ihm das Göttliche.

Ganz so aber muß er ja nun uns vorzüglich wert sein und in vielem vorbildlich. Gewiß, die ganze äußere und innere Lage der Volkserziehung ist heute eine andere, fast alle begünstigenden wie hemmenden Umstände im einzelnen; aber Pestalozzi dringt in die Tiefen der Menschennatur; und so finden wir immer die Anknüpfung leicht wieder. Er greift in der Strenge seines Wahrheitsbedürfnisses bis auf solche Gründe der Menschenbildung zurück, die nicht von Zeit und Umständen abhängig, sondern in der „Natur“ des Menschen gegeben sind. Aber alle solche tiefe Besinnung fließt ihm stets aus der Tat und Erfahrung, aus der Unmittelbarkeit des Lebens in seinem Werk, nicht aus einer dem Leben abgekehrten Spekulation. Es ist in ihm stets zuerst als unmittelbare „Anschauung“, Intuition. Er „fühlte Ideen“, hat jemand von ihm gesagt. Erst darnach kommt der Versuch einer gedanklichen Abklärung, der nicht immer sein Ziel ganz erreicht; seine Begriffssprache ist daher stets ringend und suchend; aber gerade dies Unabgeschlossene, dies unablässige Fortarbeiten und Kämpfen um die Wahrheit ist für den, der ihm zu folgen vermag, besonders belehrend und anregungsreich. Man kommt bei ihm wenigstens nie in Gefahr, sich auf irgendein Dogma festzulegen, das Weiterdenken und immer wieder Überprüfen, vor allem die notwendige Bewährung an der Tat zu vergessen.

Da aber alles, was an Theorie streift, ihm nur aus der Arbeit selbst erwächst, so ist es notwendig das Erste, daß wir die Geschichte seiner Arbeit an der Volkserziehung uns vor Augen führen. Wir folgen dabei im großen dem Gange seines Lebens, ohne jedoch in das biographische Interesse, so sehr es locken mag, uns allzu tief hineinlocken zu lassen. —

Heinrich Pestalozzi war Schweizer, Züricher. Der italienische Klang des Namens erklärt sich daher, daß ein Vorfahr von ihm in der

Reformationszeit seines Glaubens halber aus der Gegend des Comeres nach Zürich eingewandert war. Er wurde der Stammvater eines bis heute dort angesehenen Patriziergeschlechtes. Doch war es ein wenig begüterter Zweig der großen Familie, dem unser Pestalozzi entstammte. Sein Vater starb früh und hinterließ seine drei Kinder der Witwe, einer schlichten, edelgearteten Frau, mit der eine ganz einfache Magd in rührender Treue in die Mühen der Haushaltung wie der Kindererziehung sich teilte. So wuchs der Knabe in bescheidenen, fast engen Verhältnissen selbst ganz als ein Kind des Volkes auf.

Ich übergehe seine Schullaufbahn. Schon in den Jünglingsjahren wurde sein großes Lebensinteresse geweckt. Rousseaus entscheidende Schriften waren erst kürzlich erschienen; sie zündeten in aller Welt, und sie fanden besonders günstigen Boden in Zürich, wo schon längst Bodmer nicht bloß in der Literatur, sondern ebenso in politischen, sozialen, gerade auch volkserzieherischen Fragen Rückkehr zur „Natur“ predigte. Er war kein alltäglicher Schulmann; er strebte Unmittelbarkeit auch in seiner Jugendunterweisung an. Er gab daher vielleicht sein Bestes im persönlichen Verkehr mit den Schülern, auf dem Spaziergang oder im geselligen Kreise. Unter seiner Leitung bildete sich ein ganz freier Verein von Jünglingen, die Helvetische Gesellschaft zur Gerwe, in der Pestalozzi eins der tätigsten Mitglieder wurde. Rousseau hatte besonders auf Plutarch hingewiesen; aus beiden im Verein schöpfte man die Begeisterung für stoische Selbstzucht, für antike wie altschweizerisch republikanische Bürgergesinnung. Das verband sich aufs beste mit Rousseaus Hinweis auf Volkstum überhaupt und auf Bürgerfreiheit und -gleichheit. Pestalozzi ging ernster vielleicht als irgendeiner auf dies alles ein. Ein uns erhaltenes Stück aus seiner Frühzeit, „Agis“ betitelt, ohne seinen Namen im Lindauer Journal erschienen, welches in glühender Rhetorik die merkwürdige Sozialreform des Spartanerkönigs Agis (im 3. vorchristlichen Jahrhundert) darstellt, zeigt den nicht 21jährigen in nahezu revolutionärer Stimmung. Er träumte sich eine Zeitlang als eine Art Volksanwalt, wollte in solcher Absicht die Rechte studieren. Die gewaltsame Auflösung des Bundes, bei der er auch ein übrigens ziemlich harmloses gerichtliches Verhör zu bestehen hatte, machte, in Verbindung mit der Einsicht seiner persönlichen Ungeeignetheit zu einer solchen Rolle, diesen Träumen ein Ende.

Ein anderes Rousseauisches Ideal ergriff ihn nun: das des ländlichen Berufs. Von Anfang an aber verband sich damit die Absicht auf Studium des Volkes und Maßnahmen zur Hebung der Volkswirtschaft und Volkserziehung. Auch das lag ganz in der Richtung der Zeit; aber wieder hat es keiner damit so ernst genommen wie Pestalozzi. Er geht unter das Volk nicht wie mit dem Photographierkasten, um einige packende Aufnahmen zu machen und sie dann etwa literarisch oder dichterisch zu verwerten; sondern er nimmt die ganze Last und Mühsal seiner Arbeit mit auf die eigenen Schultern. Da er kein besonders guter Wirtschaftler war, geriet er bald in seine tiefsten Nöte mitten hinein und lernte so an eigener Haut erfahren, wie dem Manne des Volks zumute sein muß, wo ihn der Schuh drückt und wo und wie geholfen werden müßte.

Am meisten aber hatte schon früh die Erziehungsnot des Volkes ihm zu schaffen gemacht. Schon als Heranwachsender hatte er beim Großvater, der Landpfarrer zu Höngg nahe bei Zürich war, vielfach beobachtet, wie die ursprüngliche Kraft und Frische des Landkinds gewaltsam zerstört wurde durch das doppelte Elend der Schule und der Fabrik. Jetzt, wo er ganz als Gleichstehender im Volke lebte, auch bereits ein Söhnchen hatte, dessen Erziehung er sich mit Treue widmete, ergriff ihn mit verdoppelter Gewalt die schmachliche Vernachlässigung der Jugend des Volks. Er fühlte, daß gerade die Erziehung, die sie am nötigsten brauchte, die Erziehung zur Arbeit — Feld- wie Fabrikarbeit — ihr vorenthalten blieb. Er glaubte klar zu sehen, wie zu helfen sei; und, zugleich durch die eigene Not dazu aufgefordert, faßte er den Plan, sein Landgut Neuhof in eine Anstalt zur Auferziehung armer Landkinder umzuwandeln. Die ersten Vorversuche fielen ermutigend aus, er fand in seiner näheren Umgebung Teilnahme und Unterstützung für seinen Plan, und so setzte er ihn mutig ins Werk. Sechs Jahre hat er's durchgehalten unter den schwersten Kämpfen, dann mußte er's aufgeben; die äußeren und inneren Schwierigkeiten erwiesen sich auf die Dauer nicht überwindlich. Aber die Möglichkeit der Sache an sich hatte der Versuch ihm bewiesen.

Sein Grundgedanke war: die Arbeit, die ganz schlichte Erwerbsarbeit zum Mittelpunkt der Erziehung der Jugend von früh auf zu machen, alles andere daran bloß anzuschließen; Arbeit aber

in einem warmen, herzlichen Hausleben. Warum? Weil alle Hilfe, die man dem Volke zu seiner Emporhebung angedeihen läßt, nur Hilfe zur Selbsthilfe sein darf. Erziehung zur wirtschaftlichen Selbständigkeit, das schien ihm das Erstnotwendige. Eine neue Lage des Volkes war es, welche neue Maßnahmen zur Volks-erziehung nötig machte. Das Eindringen der Industrie in die ländlichen Kreise hatte zunächst bedenklich auflösend gewirkt. Das war nicht rückgängig zu machen; die Entwicklung zur Industrie war eine innere Notwendigkeit; nur mußte die Erziehung auf die neue Lage nun auch eingerichtet werden. Der Arme trug von der In-
dustrie bisher nur den Schaden, er sollte jetzt auch an ihrem Segen seinen gerechten Anteil gewinnen. Industriearbeit ist aber an sich wohl vereinbar mit einer vollen menschlichen Bildung nach „Kopf, Herz und Hand“; ja sie schließt vorzügliche Mittel zu einer harmo-
nischen Reifung auch des Geistes und Gemütes in sich; nur darf der Zweck, nämlich der Mensch, nicht zum bloßen Mittel herab-
gewürdigt, das Mittel, die Erwerbsarbeit, in diesem Fall Industrie-
arbeit, nicht zum beherrschenden Zweck hinaufgeschraubt werden. Sie darf vor allem nicht bloß dem Gewinn des Unternehmers dienen, sondern muß selber dem höheren Zwecke der Menschenbildung dienst-
bar gemacht werden. Soll man die Kinder der Armen in die nächsten Fabriken schicken, wo sie in einer ungesunden Luft zu Ma-
schinen gebraucht werden, wo sie von Pflicht und Sitten nichts hören, wo ihr Kopf, ihr Herz und ihr Körper gleich erdrückt oder wenigstens unentwickelt und ungebaut bleibt? „Davor bewahre mich Gott — . . . Nein, wahrlich, wir sind dem Ebenbilde Gottes im Menschen, unsern Brüdern, mehr schuldig. Wie klein, wie wenig ist der Unterschied vom Großen hinab zum Bettler am Wege, wie wesentlich sind sie sich gleich! Warum wissen wir das nicht mehr? War es immer so? Oder ist unser Jahrhundert mit seinen ewigen absondernden Kreisen, mit seinem ewigen Empormodeln zur Un-
empfindlichkeit mehr als alle Jahrhunderte schuldig, daß unser Herz tot, und wir nicht mehr sehen, nicht fühlen die Seele, die in dem Sohn unsres Knechts lebt und mit uns nach der ganzen Befriedi-
gung ihrer Menschheit dürstet? Nein, der Sohn des Elenden, Ver-
lorenen, Unglücklichen ist nicht da, bloß um ein Rad zu treiben, dessen Gang einen stolzen Bürger emporhebt.“ Pestalozzi ist aber nicht der Meinung, daß es bei der gewerblichen Arbeit weniger mög-

lich sei, sittliche Endzwecke zu erreichen, als bei anderen Erziehungsanstalten. — „Der Mensch ist unter allen Umständen und bei allen Arbeiten der Leitung zum Guten gleich fähig. Die Unsittlichkeit der Arbeiter in Fabriken, deren einziger Endzweck und einziger Gesichtspunkt der Gewinn ist, läßt nicht aufs Allgemeine schließen. Man lasse einmal Erziehungs- und Sittlichkeitsendzwecke die festgesetzten ersten Endzwecke einer Fabrikanstalt sein, sie werden wie in jeder andern Anstalt erzielt werden. Absicht, fester, ernster Endzweck ist hierin wesentlich. Mit dem Herzen allein wird das Herz geleitet . . . Spinnen oder Waschen, Weben oder Pflügen, das wird an sich weder sittlich noch unsittlich machen.“ Geordnete Tätigkeit, Sparsamkeit, Gehorsam, Stille, friedliche, ruhige Freude bei der Arbeit, kurz alle sittlichen Eigenschaften, die eine solche Anstalt in ihren Zöglingen entwickeln müßte, würden gewiß auch den Gewinn der Arbeit erhöhen; aber der Gewinn darf nicht der Endzweck, sondern nur Mittel zu dem wahren Endzweck der Sittlichkeit, der Lenkung und Bildung der Herzen zu allem Guten sein.

Der edle Sozialist Robert Owen hat ungefähr ein Menschenalter später einen ähnlichen Versuch mit tauglicheren Mitteln eine ziemliche Zeit mit schönem Erfolg durchgeführt. In der Schweiz sind die Wehrli-Schulen indirekt aus Pestalozzis Anregung entstanden. Aber weit hinaus über den begrenzten Zweck der Armenschule hat Pestalozzi, bewußt und sicher, in der Arbeitserziehung eine Lösung gegeben, die nicht wieder verstummen konnte. In unserer Zeit hat besonders Kerschensteiner in München sie wieder aufgenommen. Ganz in Pestalozzis Geist erklärt dieser: Berufs- oder Arbeitsbildung steht an der Pforte zur Menschenbildung. Und er darf sich dafür stützen nicht auf Pestalozzi allein, sondern auf Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt, auf Kant, Fichte, Carlyle, auf den künstlerischen Preis der Arbeit, in dem Millet, Meunier, Segantini und viele andere zusammentreffen. Es wird darauf zurückzukommen sein; für jetzt sei nur eins noch betont: es ist nichts weniger als Unterordnung der Menschenbildung unter die Berufsbildung, was Pestalozzi will; das volle Gegenteil wird oft und unzweideutig ausgesprochen. Aber alle Wortbildung freilich soll untergeordnet werden der Sachbildung; die echte Sachbildung aber ist die Bildung durch die Tat, am unmittelbaren Werk, in schaffender Arbeit. Aus ihr quillt erst die echte Erkenntnis, und wieder aus

der Erkenntnis das Wort; so wie ja auch Faust das „Im Anfang war das Wort“ ersetzen möchte durch „Im Anfang war die Tat“. Warum? weil in ihr das unmittelbare Leben, die erfüllte Wirklichkeit ist; das Wort ist nur ihr Schatten, es wird lebendig erst in Zurückbeziehung auf sie. In der Tat, in der schaffenden Arbeit — so entwickelt Pestalozzi es später auch theoretisch — vereinigen sich die Kräfte der Erkenntnis und des Willens; kein gründliches Erkennen, kein echtes, tatsicheres Wollen, das nicht aus dem Arbeiten und Schaffen hervowächst und seine beste Kraft zieht. Arbeit ist die Nahrung des Geistes; eine Wissenschaft, eine sittliche, eine religiöse, eine künstlerische Gesinnung, die es versäumt, an der lebendigen Tat sich immer neu zu erproben und zu bewähren, wird saft- und kraftlos, erscheint welk und matt, wie unterernährt, sie wird zu einem unwahrhaftigen Ding. Die Erziehung müßte also vor allem diese Wurzelkraft aller menschlichen Bildung pflegen und stärken — aber sie scheint oft Blüten und Früchte zu verlangen, ohne für ein gesundes Erdreich, in dem die Wurzel gedeihen kann, zuvor gesorgt zu haben.

Pestalozzi ist mit seinem Versuch bald gescheitert; der Ertrag blieb ihm in einer Fülle von Ideen, welche er dann während der 18 Jahre seiner unfreiwilligen Muße von der unmittelbaren Erziehungsarbeit in einer reichen Schriftstellertätigkeit überaus vielseitig darlegt.

Die erste Frucht, welche reifte, war die „Abendstunde eines Einsiedlers“; ein erster Versuch über die Grundlagen der Menschenbildung sich klar zu werden. Die Ursprünglichkeit der Menschenbildung, daher ihre Allgemeinheit (denn die ursprüngliche Anlage ist in jedem), ihre Unabhängigkeit von Stand und Lebenslage; die unbedingte Unterordnung der Berufsbildung unter die Menschenbildung, aber zugleich ihre notwendige Begründung auf die bestimmte Lage und die Umstände jedes Einzelnen, auf seine „nächsten Verhältnisse“ und damit auf Leben und Tat; und zwar in menschlicher Gemeinschaft, deren unmittelbare Grundform und Wurzel die Familiengemeinschaft ist; denn auf dieser baut erst der bürgerliche Verband sich auf als gleichsam eine Familie von Familien; ja auch die höchste, die ideale Gemeinschaft der Menschengeschlechter als Kinder eines Vaters ist, wie diese ewigen Symbole der Religion beweisen, nur eine letzte, höchste Erweiterung derselben Gemeinschaftsbeziehung, deren naturnächste, darum lebenswahrste und lebenskräftigste Form die

Familie ist und immer bleiben muß — das etwa sind die Hauptgedanken des inhaltsschweren Aufsatzes.

Allein es sind Gedanken; „gefühlte Ideen“, die in ringender, zum Teil hochdichterischer Sprache von seiner Seele sich ablösen, wie in stiller Nachtstunde dem Vertrauten ins Ohr gesagt. Ganz anders wirksam mußte es sein, wenn nun dieselben Ideen sich in lebendige Geschichte kleideten. Eine Geschichte unmittelbar aus dem Volksleben mußte es sein, gerade so, wie er selbst es mitgelebt hatte, in ganz bestimmter, schweizerischer Umgebung, in Verhältnissen, wie sie in seiner Zeit und Umwelt allenthalben vorlagen. So entstand „Lienhard und Gertrud“, ein Roman zunächst in einem Bändchen, in hundert, oft äußerst knappen Szenen fast mehr dramatisch als episch sich abspielend; eine packende Dorfgeschichte, wie keiner sie ihm vorgemacht und nur wenige in gleich überzeugender Lebenswahrheit wieder erreicht haben. Seine Absicht freilich war gar nicht die einer dichterischen Darstellung, sondern durchaus die der Volksbelehrung; aber die innige Versenkung in seinen Gegenstand ließ ihn unversehens zum Dichter werden. Die Lehre bleibt weise versteckt in der höchst anschaulichen Zeichnung des wirklichen Lebens des Volkes. So wenigstens ist es im ersten Bändchen; in den Fortsetzungen tritt mehr und mehr die lehrhafte Absicht in den Vordergrund bis nahe an die Form der Abhandlung heran; zum Schaden der literarischen Wirkung, obwohl zum Gewinn für die Sache.

Die Fabel der Erzählung ist in Kürze diese: Ein Schweizerdorf, Bonnal, ist unter dem schwachen Regiment des kürzlich verstorbenen Herrn, hauptsächlich durch den schlimmen „Bogt“ (Dorfschulzen) Hummel, in tiefes Verderben gesunken. Auch Bessere sind in Gefahr in das allgemeine Elend hineingerissen zu werden; so der gutherzige aber leicht verführbare Maurer Lienhard. Sein braves Weib Gertrud faßt sich ein Herz, der Gefahr, die sie klar vor Augen sieht, zu begegnen durch offene Darlegung vor dem guten und einsichtigen jungen Herrn, Arner von Arnheim. Gleichzeitig sind die Ränke des Bogts, die unter dem vorigen Herrn sich schrankenlos entfalten konnten, zu einem Grade der Verwicklung gekommen, daß er sich selbst darin verstrickt und unaufhaltsam zum Sturze gerissen wird. Damit ist die Möglichkeit gegeben, das Dorf zu einem gesunden Stande zurückzubringen. Diese einfache Handlung spielt sich in höchster Lebendigkeit durch jene Reihe kurzer Szenen ab. In diesen tritt uns das

Leben des Dorfes greifbar, in regster Bewegung vor Augen, wir blicken fast in jede seiner ärmlichen Hütten hinein. Das Dorfvolk zeigt sich uns im Alltags- und Sonntagskleid, bei der Arbeit und beim Geschwätz, daheim und auf der Gasse, im Wirtshaus und in der Kirche, in der Barbierstube und in der Gemeindeversammlung. Neben grellen Lichtern stehen tiefe Schatten, so neben den gemütsreichen, fast etwas zu rührsamem Szenen in den Stuben der Gertrud und des Rudi in hartem Kontrast die abgefäimten Teufeleien des Bogts und die Jämmerlichkeiten seiner prachtvoll gezeichneten Mitlumpen; der unheimlich komische Auftritt, wie der Bogt aus Rache in mitternächtiger Stunde dem Schloßherrn im tiefen Wald einen Markstein versetzen will und der gerade des Weges kommende Hühnerverkäufer mit dem Windlicht oben an seinem Korb als Teufel in Person den Entsetzten den Berg hinab jagt.

Was aber lehrt die Geschichte? Scheinbar alltägliche Dinge: Beten und Arbeiten, für ordentliche Wirtschaft Sorge tragen, unter allen Umständen ehrlich bleiben, sich vor dem Trunk hüten, als Vorgesetzter das Volk nicht drücken und auswuchern, als Untertan sich nicht dazu hergeben und durch die eigenen Fehler es leicht machen und gewissermaßen rechtfertigen; als Herr (wir stehen noch in ganz feudalen Verhältnissen) sich des Volkes treulich annehmen, redliche Arbeit schützen und ermutigen, unredlichen Unterbeamten scharf auf die Finger sehen, dem finsternen Volksaberglauben tapfer zu Leibe gehen — das alles mag uns nicht so gar neu und aus der Tiefe hergeholt scheinen. Aber es dient auch nur als erste Unterlage; die Fortführung drängt tiefer und tiefer. Der zweite Teil packt den Schaden an der schlimmsten Stelle. In dem Bogt hatte sich das Verderben des ganzen Dorfs gleichsam zusammengefaßt; die Untersuchung seines Vorlebens, die Entwicklungsgeschichte seines Charakters führt tief in die soziale Krankheitslehre, in die Philosophie des Verbrechens. Pestalozzi hat um dieselbe Zeit in der ergreifenden Schrift „Gesetzgebung und Kindermord“, auf Gerichtsakten gestützt, ein anderes Kapitel derselben ernststen Wissenschaft großartig bearbeitet. Was allerdings bei Plato schon zu lesen steht, was Thomas Morus in seiner „Utopia“ (1516) mit nicht minderer Klarheit ausgesprochen hat, was aber erst die wissenschaftliche Kriminologie von heute in ernster und umfassender Ausführung streng zu begründen und zu erklären an der Arbeit ist, das hat Pestalozzi in

unmittelbarer Anschauung erfaßt und mit erschütternder Wahrheit ausgesprochen: die ernste Mitschuld der Gesellschaft am Verbrechen. Verbrecher sind nichts anderes als Menschen; in jedem sind die Krankheitskeime; jeder kann zum Verbrecher werden, wenn er in Lagen gerät, die geeignet sind, „den Samen des Bösen in ihm so zu entwickeln, wie aus einer einzigen Kornähre ein ganzes Viertel Frucht werden kann“. Und er zieht die große Folgerung, die auch heute noch nicht alle Kriminologen zu ziehen vorurteilslos genug sind: Verbrecher sind also auch gar nicht anders als menschlich zu behandeln; ihre Behandlung muß einzig und allein darauf gerichtet sein, die Folgen des Verbrechen in ihnen selbst auszutilgen; alles andere ist nichts als „armselige Notjagd auf vertierte Menschen“, die ihre Absicht so gut wie ganz verfehlt.

Unsere Zeit hat, aus bitterer Not, die Aufgabe der Fürsorge-erziehung als Vorbeugung, überall wo die Gefahr, in Verbrechen zu sinken, naheliegt, endlich ernstlicher in Angriff genommen. Man hat da vielfach schlimme Erfahrungen gemacht, vorzüglich mit der Anstaltserziehung; es ist daher heute von besonderem Interesse, daß Pestalozzi in der Hauptsache nicht Anstaltserziehung empfiehlt, sondern Unterbringung in ländlichen Familien. Man versucht ja jetzt auch das, vielfach mit schönem Erfolg. Doch ist es mit allgemeinen Ideen hier nicht getan, auf genaue Kenntnis und praktische Fähigkeit der Behandlung dieser schwierigsten Elemente im Volke kommt es an; wir brauchen volkskundige, in und mit dem Volke zu leben entschlossene Männer und (nicht zu vergessen) Frauen. Anders ist hier kein Heil.

Die soziale Krankheitslehre weist den Weg zur sozialen Gesundheitslehre, die Pathologie zur Hygiene. Nur eine gesunde, auf die echten Wurzelkräfte des Lebens gebaute, sie vor allem stärkende Erziehung des Volkes kann auch dem Verbrechen wirklich den Boden entziehen. Es ist besonders der dritte Teil des Romans, der den Grund zu dieser unmittelbar fördernden, positiven Erziehung legen will.

„Nur Betrüger und Betrogene berühren die Ursachen nicht, wenn von den Wirkungen die Rede ist“, hat Pestalozzi einmal gesagt. Darum ist sein Roman bemüht, die Gründe rücksichtslos aufzudecken, welche die vielfach schon sehr tief eingedrungene Verderbnis des Landvolkes erklärlich machen. Wie das Verderben selbst, so sind

die Ursachen in erster Linie sozialer Natur: die plötzliche Umwandlung der wirtschaftlichen Grundlagen des Volkslebens durch das ungeahnt rasche Eindringen der Industriearbeit und des Industrieverdienstes in eine darauf in gar keiner Weise vorbereitete und gerüstete ländliche Bevölkerung, das war der entscheidende Grund. In einem ruhenden, gleichmäßig andauernden Zustande, besonders bei bloß oder weit überwiegend ländlicher Arbeit gibt es eine ebenso ständige Fortpflanzung einer sehr einfachen, aber dem wirklichen Zustande des Landvolkes angemessenen und genügenden Bildung desselben. Erst die große, damals zuerst sich allgemeiner ankündigende Umwälzung der Wirtschaft vom Landbau zur Industrie, diese „Revolution in Brotangelegenheiten“, wie Pestalozzi es einmal sehr treffend nennt, hatte die schwere Krise auch in der Erziehung des arbeitenden Volks heraufgeführt. Da ruft er nun alle Kräfte zur Hilfe auf: Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtsprechung, weltliche und geistliche Erziehung müssen einsetzen, um mit genau ineinandergreifenden Maßregeln einen neuen Boden für die Erziehung des Volkes zu schaffen. Die wirtschaftlichen Vorbedingungen werden gründlich erwogen: eine scharfe, bis in die einzelnen Haushaltungen dringende Kontrolle des Erwerbes und Verbrauchs wird gefordert; eine dem entsprechende bürgerliche Verfassung, Zivil- und Strafgesetzgebung, die Ordnung der gemeinen Zucht und Sitte, die Religion, das alles sind ihm nur Bestandteile einer „höheren Polizei“ (d. h. Politik, Staatskunst), die in einen großen Zusammenhang gesetzt, auf ein und dasselbe letzte Ziel, die Bildung des Menschen zum Menschen, des wilden Triebwesens zum Vernunftwesen, gerichtet werden müssen, immer unter genauer Berücksichtigung der großen Umwälzung, welche die Industrie in allen Lebensverhältnissen hervorgebracht hatte; einer Umwälzung, welche sich damals immerhin erst in unscheinbaren Anfängen bekundete, seitdem aber ohne Vergleich gewaltiger in das ganze Leben nicht nur eines oder einiger Völker, sondern der Menschheit eingreifend sich bewiesen hat.

Das ist die große Entdeckung Pestalozzis; wir fassen sie zusammen in dem kurzen Lösungswort „Sozialpädagogik“. Man hat das bemängeln wollen; es sei selbstverständlich und im Grunde immer beachtet worden, daß nur Gemeinschaft erzieht, nur Erziehung Gemeinschaft begründet. Das ist gewiß; aber ebenso gewiß ist, daß das rechte, gesunde Verhältnis zwischen Erziehung und Gemeinschaft

zurzeit nicht vorliegt, also eine soziale Pädagogik nach der Strenge ihrer Forderungen, wie wir sie soeben durch Pestalozzi kennen gelernt haben, nicht verwirklicht, sondern erst zu schaffen ist. Also ist diese Lösung wahrlich am Platze.

Vor allem ist wichtig, daß die Erziehung des Volkes nicht eine isolierte Aufgabe ist, sondern zu dem Ganzen des Volkslebens in Beziehung treten muß. Soll sie doch eben zum Leben erziehen, und ist sie doch selbst in das Gesamtleben des Volkes gänzlich eingespannt. Also wird keiner der Faktoren, die überhaupt die Volksgemeinschaft begründen, unbeteiligt sein an den Aufgaben der Volkserziehung. Das aber ist hier ganz besonders zu betonen, daß vor allem die eigene Beteiligung des Volkes an den Aufgaben der Volkserziehung von Pestalozzi unablässig gefordert wird; denn, so sagt eines seiner unvergeßlichen Worte: „es ist, wie wenn es nicht sein müsse, daß Menschen durch ihre Mitmenschen versorgt werden; die ganze Natur und die ganze Geschichte ruft dem Menschengeschlecht zu: es solle ein jeder sich selbst versorgen, es versorge ihn niemand und könne ihn niemand versorgen, und das beste, das man an dem Menschen tun könne, sei, daß man ihn lehre, es selber zu tun“.

Die Wiederherstellung der Familie, deren Untergrabung durch die unregelmäßige Fabrikarbeit schon damals vielfach erkennbar wurde, und damit der Familienerziehung, das ist das Erste, es ist die unbedingte Voraussetzung zu allem weiteren, da ja in der Familiengemeinschaft die Gemeinschaft überhaupt ihre unangreifbare Wurzel hat. Um sie zu halten oder wiederherzustellen, sollen aber die einzelnen Familien wiederum durch wechselseitige Hilfe sich selber stützen. Frau Gertrud, die arme Maurersfrau, nimmt sich des gefährdeten Hauslebens des noch ärmeren und bedrängteren Nachbarn Rudi an; dann aber läßt Pestalozzi überhaupt alle verständigeren, vom allgemeinen Verderben noch nicht berührten Männer und Frauen im Dorf sich zusammentun zu gemeinsamem Rat und Tat. Besonders die Sorge für die Schule wird zur gemeinschaftlichen Angelegenheit des ganzen Dorfes gemacht; sie kann umso eher gemeinsames Interesse werden, da die Berufserziehung, die bisher Sache des Hauses gewesen war (es handelt sich um die primitivste Form der Hausindustrie, namentlich Spinnerei, neben Garten- und Feldarbeit), in die Schule unmittelbar übertragen wird. Gertrud selbst, die schon zu Hause die Nachbarskinder zugleich mit den eigenen zum Spinnen

erzogen hatte, zeigt jetzt die Arbeit auch in der Schule und leitet eine geeignete Kraft an, sie den Kindern beizubringen. Ebenso werden die Anfänge und Elemente des Handwerks in die Schule eingeführt, umgekehrt die Schulkinder zum Gärtner, zum Uhrmacher, zu jeder Art Handwerker geführt, daß sie das Handwerk kennen lernen und erproben können, ob sie dazu taugen es zu lernen. Denn der neue Schulmeister meint, „seine Arbeit sei nichts minder als das Erziehen der Kinder, und was immer ihr ganzes Erziehen erfordere, das sei alles im Kreis seines Berufs“. Deshalb widmet er sich den Kindern auch außer der Schulzeit in treuem Verkehr, redet bei Stunden mit ihnen über ihren Beruf und ihre Umstände, macht ihnen eine kleine Geschichte des Dorfes zurecht, mit sehr praktischen Nutzenwendungen; es ist natürlich der Hauptsache nach Wirtschaftsgeschichte. Und durch die Kinder gewinnt er das Vertrauen auch der Eltern und damit einen sicheren Einfluß auf das ganze Dorf.

Pestalozzis Schriften selbst wollten unmittelbar der Volkserziehung dienen. Mit dem ersten Bändchen des Romans glückte es auch, daß es in weiten Kreisen des Volkes gelesen wurde. Er versuchte dann, ihn noch nutzbarer zu gestalten, indem er in dem Buche „Christoph und Elise“ ihn geradezu, ähnlich wie Campe den Robinson, zu einer Art volkstümlichen Lehrbuchs verarbeitete; es wird vorgestellt, daß eine Bauernfamilie mit Kindern, Knechten, Mägden und Nachbarn allabendlich je einen Abschnitt darin liest und dann gemeinsam bespricht. Der Versuch ist nicht eingeschlagen. Auch eine Wochenschrift, das „Schweizerblatt“, die er ein Jahr lang herausgab und fast allein schrieb, fand nicht rechten Boden, obgleich ganz vortreffliche Stücke darin standen. Das Landvolk war noch viel zu weit zurück, als daß selbst Pestalozzis sehr volkstümliche Schreibweise ihm eingänglich genug gewesen wäre. Mitunter hat er es wohl auch im Ton verfehlt; es kostete eben auch das sein Lehrgeld. Zuletzt war ja das Schreiben gar nicht das, woran ihm eigentlich lag; unmittelbar aber im Volke und mit ihm zu seiner Erziehung zu wirken, war nach dem verfehlten Versuch seiner Armenanstalt ihm auf lange hin versagt.

Aber wir müssen noch etwas tiefer in seine Ideen selbst eindringen. Sie sind genau auf seine Zeit berechnet. Es ist die Feudalverfassung in einem bestimmten Stadium — allerdings ungefähr im Stadium ihrer Abdankung — was er vor sich hat; es ist auf der andern

Seite die Industrie in ihren ersten Anfängen, wie gesagt, in der sehr unentwickelten Form der ländlichen Hausindustrie. Aber er faßt die Fragen in solcher Tiefe, daß er auf Fundamente stößt, die für heute und für alle absehbare Zukunft ebenso bestehen wie damals.

In kurzer Zusammenfassung sind es drei Hauptforderungen, die sich als die grundsätzlichen voranstellen lassen: 1. die energische Selbstbeteiligung des Volkes an seiner gemeinsamen Höherbildung; 2. die unmittelbare, nächste Beziehung der Erziehungsaufgabe auf die produktive Arbeit und damit auf die wirtschaftlichen Grundlagen des Menschendaseins als den Naturboden, auf dem alles weitere sich aufbauen muß; 3. dennoch strengste Unterordnung der Berufs- und ferner der Bürgerbildung unter die Menschenbildung; denn wirtschaftliche Arbeit wie politische Ordnung sind um des Menschen, nicht der Mensch um ihretwillen da.

Die soziale Richtung der Erziehungsaufgabe wird bisweilen fast überspannt. Das Erziehen der Menschen, sagte er einmal, sei nichts anders als „das Ausfeilen des einzelnen Gliedes an der großen Kette, durch welche die ganze Menschheit unter sich verbunden ein Ganzes ausmache, und die Fehler in der Erziehung und Führung des Menschen bestehen meistens darin, daß man einzelne Glieder wie von der Kette abnehme und an ihnen künfteln wolle, wie wenn sie allein wären und nicht als Ringe an die Kette gehörten“; während vielmehr alles darauf ankomme, daß das einzelne Glied „ungeschwächt an seine nächsten Nebenglieder wohl angeschlossen zu dem täglichen Schwung der ganzen Kette und zu allen Biegungen derselben stark und gelenkig genug gearbeitet sei“. In diesem Wort kommt gewiß der unabhängige, der Individualitätswert der menschlichen Bildung nicht genügend zum Ausdruck. Nicht das Individuum ist um der Gemeinschaft willen da, wie es hier scheinen kann; man sollte auch nicht das Umgekehrte sagen; denn die Individuen bestehen überhaupt nur in der Gemeinschaft, wie die Gemeinschaft nur in Erkenntnis und Willen der Individuen. Zur Vollbildung des Individuums gehört ein gesundes Verhältnis zur Gemeinschaft, wie zu echter Gemeinschaft die volle, freie und eigene Bildung der Individuen. Man hat sich also zwischen Individuum und Gemeinschaft nicht einen feindlichen Gegensatz zu denken, sondern, jedenfalls im Ideal, einen reinen Einklang. Aber freilich ist dies gleichschwebende

Verhältnis von Individualität und Gemeinschaft schwer zu erringen und zu erhalten, und die Schwankungen nach der einen oder andern Seite machen es erklärlich, daß man bald in der Gemeinschaft den Feind der Individualität, bald in der Individualität den Feind der Gemeinschaft gesehen hat. Pestalozzi aber hat darüber keinen Zweifel gelassen, daß er für das Individuum — aber eben in der Gemeinschaft, nicht getrennt von ihr — volle Selbständigkeit, die reine und ganze Befriedigung seiner menschlichen Ansprüche fordert. Keine Absicht liegt ihm ferner als die einer Verstaatlichung des Menschen, er will im Gegenteil Vermenschlichung des Staates, die aber nur möglich ist, wenn die Gemeinschaftsbeziehungen unter den Menschen in eine gesunde Verfassung kommen.

„Lienhard und Gertrud“ setzt, wie gesagt, noch den feudalen Zustand voraus; es war, namentlich in einer zweiten, gekürzten Bearbeitung, die in der Revolutionszeit erschien, ausdrücklich ein letzter Appell an Fürsten und Adel, sich auf ihre Pflicht gegen das ihrer Obhut bisher anvertraute Volk zu besinnen und ihre Erfüllung ernstlich in die Hand zu nehmen, wozu auch bei den Besseren eine gewisse Stimmung vorhanden zu sein schien; nicht ohne die ernste Warnung: wenn sie ihre Pflicht auch jetzt, wo es mit ihnen bereits auf dem äußersten stand, nicht erkennen und fortgesetzt nicht erfüllen würden, so dürften sie sich nicht wundern, wenn die Geschichte über sie zur Tagesordnung übergehe.

Sie war schon zur Tagesordnung übergegangen mit der französischen Revolution. Pestalozzi ist in seiner Umgebung einer der ersten, die den vollständigen Zusammenbruch des Feudalismus, seine innere Notwendigkeit, und damit das Recht der Demokratie klar erkannt haben. Aber er fällt nicht in den Irrtum, in der bloßen politischen Befreiung das Heil zu erblicken. War das durch Jahrtausende vernachlässigte Volk überhaupt imstande, die ungeheure Aufgabe, die ihm gleichsam über Nacht zugefallen war, auf seine Schultern zu nehmen? Er zieht vielmehr sofort die Folgerung (die übrigens alle besseren unter den geistigen Führern der Revolution auch gezogen haben): Freiheit und Gleichheit sind nichts als tönende Phrasen, solange nicht Mittel und Wege gefunden werden, dem Volke in seiner Gesamtheit, bis zum letzten Mann, auch die Erziehung zu schaffen, die allein es instand setzt, von den gewonnenen Rechten auch einen menschlichen Gebrauch zu machen. Die äußere

Grimasse der Revolution hat ihn nie geschreckt; er spricht klar aus, daß die Anarchie der Vielen nur die unausbleibliche Folge der bisherigen Anarchie der Wenigen war, daß auch die krampfartigen Zuckungen der Pariser Revolution Folgen des Zustandes waren, aus dem man ausgetreten, und nicht des, in den man — noch gar nicht einmal eingetreten, sondern einzutreten allenfalls erst im Begriffe war, und darum durchaus nichts beweisen konnten gegen das, was man wollte. Aber er warnt dringend, daß man nicht als Masse nun in dieselben Fehler falle, die man den früheren Herren mit so viel Grund zum Vorwurf machte. Er weist unablässig auf die Untersuchung der wirtschaftlichen und der Erziehungs-Grundlagen des Staates hin. Die Fragen der bürgerlichen Verfassung sind ihm gewiß auch wichtig, und er stellt sich da mit ganzer Entschiedenheit auf den Boden der demokratischen Grundsätze; aber er weiß genau und spricht nachdrücklich aus, daß von einer Änderung der politischen Verfassung allein das Heil nicht zu erwarten ist. Er ruft dem Volke zu: „Du mußt dir dein Heil selbst bereiten. Das beste, was deine Regenten (es ist bereits das demokratische Regiment der Helvetik) dir geben können, eine gute Verfassung, ist zwar von einer schlechten, wie ein guter Acker von einem schlechten, verschieden; aber es wächst weder auf dem guten noch auf dem schlechten nichts um des Ackers selbst willen, sondern um der Arbeit und des Samens willen, die du darauf verwendest“. Auf die „innere Erhebung unserer Sittlichkeit und Bürgerkraft“ kommt alles an. Es ist „schändlich, in einem Lande von der Freiheit der Menschen zu reden, in dem man gar nichts tut, das niedere Volk durch diejenigen Mittel zur Menschenwürde zu erheben, durch die es allein erhoben werden kann, wo man im Gegenteil alles darauf anlegt, seine Unvernunft auf Kind und Kindeskind zu erhalten, um auf Kind und Kindeskind Gewerbe mit ihr zu treiben und Gewinn daraus zu ziehen“. Die freiheitliche Verfassung hat allerdings den Beruf, eben zu dieser inneren Erhebung des Volkes den Grund zu legen; darum tritt er mit Entschiedenheit, ja mit Begeisterung für sie, und um ihretwillen selbst für den Anschluß an Frankreich ein, das „bei allen Menschlichkeiten seines erhabenen Kampfes dennoch immer das Wohl der Menschheit zu seinem Ziel und das Recht der Menschheit zu seinem Schilde hat“. Daß er für Gewerbefreiheit, Abschaffung des Zehnten und

aller herrschaftlichen Lasten und Auflagen eintritt, versteht sich; er fordert sogar, seiner Zeit weit vorgreifend, progressive Einkommensteuer mit Steuerfreiheit für ein hochbemessenes Existenzminimum; aber eben darin zeigt sich, daß er die wirtschaftliche Freiheit nicht verstanden wissen will im Sinne einer schrankenlosen Ausbeutungsfreiheit für das Kapital. Schon in „Lienhard und Gertrud“ vertritt er vielmehr einen ziemlich scharfen Staatssozialismus. Das wirtschaftliche Leben des Volkes soll durchaus nicht schlechthin sich selbst überlassen werden. Zwar das Eigentumsrecht soll mit bestimmten Einschränkungen bestehen bleiben. Aber der Gebrauch, den man von seinem Eigentum macht, wird streng überwacht; wer sein Besitztum zugrunde richtet, dem soll die freie Verfügung darüber entzogen werden können. Denn es kann dem Staat nicht gleichgültig sein, ob die Haushaltungen ruiniert werden. Er kann es nicht dem Zufall überlassen, daß „der Kaufmann“ (es würde heute heißen: der Kapitalist) „jetzt die Brotquellen des Volkes in seinem Portefeuille herumtrage wie ehemals der Edelmann in seinem Stiefel, und gewöhnlich von seinem Einfluß auf den Zustand des Volkes ebenso wenig aufmerksamen Gebrauch mache als ehemals die Edelleute von dem Recht ihres Sporens“. Er verlangt, daß der Staat vom Arbeitgeber genaue Rechenschaft fordere über die Zahl seiner Arbeiter, ihren Verdienst und den Gebrauch, den sie davon machen, und Maßregeln treffe, den Arbeiter gegen Ausbeutung durch den Arbeitgeber zu schützen und ihm eine menschenwürdige Existenz zu sichern. Er erkennt klar die ungeheure Gewalt, die der Besitz des Bodens und seiner Schätze dem Eigentümer über den Nichteigentümer gibt, und berührt gelegentlich, obwohl ohne eine grundsätzliche Forderung daraus zu machen, auch geradezu die Möglichkeit gemeinsamen Eigentums am Boden und gemeinsamer Verwertung der Bodenprodukte.

Soweit nähert er sich dem Sozialismus; aber immer nur im Sinne des gleichen Rechts des Menschen auf ein menschenwürdiges Dasein. Er will, daß der Mensch nicht der Sklave der Dinge werde, sondern der Dinge Herr bleibe, zuletzt sie ganz und nur seiner inneren, menschlichen Bildung dienstbar mache. Das ist an sich möglich; denn es ist zwar richtig: „die Umstände machen den Menschen“; aber „der Mensch macht auch wiederum die Umstände; er hat eine Kraft in sich, selbige vielfältig nach seinem Willen zu

lenken, und so wie er dieses tut, nimmt er selbst Anteil an der Bildung seiner selbst und an dem Einfluß der Umstände, die auf ihn wirken". So soll vor allem die Institution des Eigentums dem höheren, sittlichen Zweck des Menschen grundsätzlich untergeordnet werden und nicht umgekehrt; das heißt: das Eigentum ist um des Menschen und nicht der Mensch um des Eigentums willen da. Das höhere Eigentum des Menschen, die Gaben des Geistes und Herzens, bedürfen wahrlich ebenso und noch mehr der Pflege und Achtung, als der „Erdenkot“; und wenn man vom materiellen Eigentum sagt, man müsse es achten, schützen und bauen, in wessen Hand immer es sich befinde, sonst gehe die Menschheit zugrunde, so gilt dies noch viel mehr von jenem höheren Eigentum des Menschen: das soll man achten, schützen und bauen, in wessen Hand immer es sich befindet, sonst geht die Menschheit zugrunde! Die Entwicklung der Industrie aber hat er stets für notwendig gehalten, auch nicht bestritten, daß Unternehmegerist und auch Unternehmergewinn zu dieser Entwicklung notwendig sei. Nur darf er nie zum Ruin für den Arbeiter werden. Auch ist es nicht bloß ein Gnadenanspruch, den dieser geltend zu machen hat, sondern ein Rechtsanspruch auf Anerkennung seiner vollen Selbständigkeit und menschlichen wie bürgerlichen Gleichheit. Pestalozzi fordert nicht einmal unbedingt gleiche politische Rechte für alle, sondern erkennt an, daß der Anteil an der Regierung in einem gewissen Verhältnis stehen müsse mit dem Grade der Bildung, der von den einzelnen Volksklassen bei der gegebenen Lage erreicht werden kann, und darum indirekt auch mit dem Besitz. Erst müssen Kopf und Herz in Ordnung gebracht werden; das andere ergibt sich dann von selbst. Und so bestimmt er das Eintreten des Staats für das Menschenrecht des Schwächeren fordert, zuletzt entspräche doch nichts weniger seiner Gesinnung als eine allgemeine Staatsversorgung; vielmehr gerade die Selbstsorge jeder Volksklasse für sich ist das, worauf alles ankommt. Ein mechanischer Kommunismus wäre demnach seinem Sinn ebenso entgegen, wie eine mechanische, bevormundende Bürokratie. Selbstbeteiligung jedes Einzelnen, Mitwirken an den gemeinsamen Angelegenheiten zuerst im engsten Kreise, und von da aus erst weiter und weiter bis ins große Ganze hinein; Beseelung der Gemeinschaft vom Individuum aus, von den näheren Beziehungen zu den ferneren und nicht umgekehrt, das ist was er anstrebt.

Politisch würde es sich darstellen als Demokratie mit stärkster Dezentralisation. Aber die politische Form ist ihm nie erstes Interesse. Das ist eben Form und nicht das Wesen. Ein ernst und tief genug gebildetes Volk wird die ihm passenden politischen Formen sich schon zu schaffen wissen; es hilft nichts, daß man sie ihm schon im voraus gibt und dann erwartet, daß es hinterher ihnen Sinn und Leben einflößen werde.

Darum kehrt auch Pestalozzi von allen wirtschaftlichen und politischen Erwägungen stets zurück zu der einen großen Sache — dem „Einen was not tut“, wie schon Plato, der Begründer der Sozialphilosophie, es genannt hat —, nämlich der Sache der Erziehung. Zwar hat er sich dem persönlichen Eingreifen in politischen Dingen nicht entzogen, wo er eben im Zusammenhang mit seinem sozialpädagogischen Bestreben es für notwendig erkannte. Als die Revolutionsbewegung auf Schweizerboden überzugreifen begann und gerade in seinem Heimatkanton, an den Ufern des Zürichsees, schwere Unruhen auszubrechen drohten, hat er mit Ernst und Besonnenheit, Hand in Hand mit dem alten Freunde Lavater, nach beiden Seiten versöhnend zu wirken gesucht. Es wäre ihm wohl kaum gelungen, aber inzwischen waren bereits französische Truppen in die Schweiz einmarschiert, um sie in die eine Helvetische Republik zu verwandeln. Pestalozzi hatte den Sieg der Freiheit nicht von dieser Seite und nicht so erwartet; aber da nun einmal die freiheitlichen Grundsätze proklamiert waren, so trat er, gleich vielen der besten seines Vaterlandes, für das neue Regiment auch mit voller Überzeugung ein, nicht ohne die Hoffnung, unter seinem Schutz endlich wieder für die Sache der Volkserziehung unmittelbar praktisch wirken zu können.

Es wurde ihm zuteil; es erfolgte, nach dem kurzen, doch hochbedeutenden Anlauf in Stanz, die Begründung seiner Anstalt in Burgdorf, die alsbald Weltruf erlangte, dann in Münchenbuchsee und Terten sich fortsetzte.

Es ist seine große Zeit, in die wir damit eintreten, die Zeit seines vollsten, zugleich unmittelbaren und doch sehr rasch auf weiteste Kreise sich ausdehnenden Wirkens. Zwar einen Augenblick kann es scheinen, als sei die Richtung dieses Wirkens eine andere geworden, als träten die großen sozialen Absichten jetzt in den Hintergrund und sei die Methode der Schulunterweisung, des Unterrichts in den Elementarfächern jetzt sein hauptsächliches, wohl gar einziges Interesse

geworden. Das ist indessen doch ein bloßer Schein. Pestalozzi will durchaus, was er früher gewollt hat. Aber indem er wieder selbst mitten in der Erziehungsarbeit steht, drängt sich ihm auf, wie viel noch zu tun ist, um auch nur die schlichteste Volksunterweisung ihrem sachlichen Gehalt nach auf die rechten Grundlagen zu stellen. Es galt die wahren Elemente der geistigen, nicht minder der sittlichen und der Arbeitsbildung überhaupt erst festzustellen; sie waren keineswegs schon da und etwa allgemein bekannt und zugänglich. Es galt das Ganze der geistigen, der sittlichen und der Arbeitsbildung von Grund aus gleichsam neu zu schaffen, nicht einen Bildungsstoff, der fertig vorlag, an das Volk bloß auf geeignete Weise heranzubringen. Nichts in der menschlichen Bildung darf überhaupt nur zugetragener, überlieferter Stoff bleiben, alles muß aus den innersten Quellen im Geiste und Gemüte des zu bildenden Menschen selbst heraus entwickelt werden. So kann der Gärtner die Pflanze ja nicht wachsen machen, sie kann nur wachsen aus ihren eigenen Kräften und denen des Bodens; der Gärtner kann nicht mehr als die günstigsten äußeren Bedingungen dafür herstellen, ungünstige, hemmende Umstände beseitigen; dann wird sie wachsen. Aber um ihr Wachstum zu schützen, zu sichern und an seinem Teil zu befördern, nicht aber es zu verderben, muß er ihre Geseze studieren und nach diesen, den eigenen Gesezen des pflanzlichen Wachstums seine helfende Tätigkeit einrichten, nicht aber verlangen, daß nach seiner vorgefaßten Idee die Pflanze wachsen, oder vielmehr nicht wachsen, sondern sich modeln und zurechtstutzen lassen solle.

So kommt Pestalozzi jetzt erst zu der Forschung nach den Grundlagen oder „Elementen“ zunächst der Verstandesbildung, dann auch der Bildung des Willens und der menschlichen Schaffenskräfte. Es führt ihn das in Untersuchungen, die tief in die Philosophie der menschlichen Erkenntnis, des menschlichen Wollens und Schaffens eingreifen. In der schier unglaublichen Sicherheit seiner Intuition erkennt er in einer Weise, wie es seit Plato kaum mehr geschehen war, die grundlegende Bedeutung des Mathematischen, der Zahl und der Raumform, für alles wirkliche Verstehen der Dinge; er knüpft unmittelbar an die Mathematik das Zeichnen, das er genial als freies Aufbauen der Gestalten aus ihren eigenen inneren Gesezen, nicht bloßes Nachbilden des äußerlich uns Gegenübertretenden er-

kennt. Durch das Zeichnen gewinnt er zugleich den Übergang zu dem, was ihm im sozialen Interesse so sehr am Herzen lag, der technischen Bildung. Eine sehr planmäßige Übung der Sinne schon vor der Schulzeit legt den Grund zu allen realistischen Zweigen des Unterrichts. Geradezu wunderbar ist, wie in Tferden, unter den Augen und im Geiste Pestalozzis, wenn auch direkt durch seinen Mitarbeiter Tobler erdacht und ausgeführt, der heimatkundliche Unterricht sich gestaltete. Man führte die Kinder in die Juraberge, ließ sie das Relief des Gebirges an Ort und Stelle selbst ausstudieren, dann, zur Anstalt zurückgekehrt, es in Ton knetend nachbilden; dann erst führte man sie zur Landkarte, deren gründliches Verständnis nun wie im Spiel gewonnen wurde. So lernte man überall die Sache zuerst an der Sache selbst, nicht an der wörtlichen Beschreibung, auch nicht an der Abbildung, die allenfalls als Nothilfe diente; man ging von der Sache zum Bild, und vom Bilde erst zum Wort, statt daß sonst der Unterricht nur Worte gab und es zumeist dem Kinde selbst überließ, die Sache dazu sich zu suchen; oder bestenfalls führte man die Sachen, wie Comenius und Basedow, in einem großen Bilderatlas vor, was, auch wenn die Bilder von Chodowiecki gezeichnet sind, schon deshalb nichts als ein schwacher Nothelf sein kann, weil man so von dem unendlichen Reichthum der Welt nur einen ganz dünnen Extrakt bekommt. So ist es im Grunde ebenso hohle Abstraktion statt lebendiger Wahrheit, was man bietet, wie das bildlose Wort.

Dies Wenige vorläufig, um einen Begriff davon zu geben, was Pestalozzi damit will, daß „Anschauung“ die Grundlage aller menschlichen Erkenntnis, also aller menschlichen Bildung sei. Diese Anschauung bedeutet nicht ein bloßes Betrachten und etwa Zergliedern und Beschreiben des Vorgeführten; sondern Anschauung ist ihm hinschauende Gestaltung. Die Anschauung ist stets gedacht als der schöpferische Faktor der Erkenntnis, als die Erkenntnis selbst in der lebendigen Tat der inneren Gestaltung, damit zugleich aber bezogen auf die ganze Fülle des lebendig Wirklichen; lebendig ist uns die Wirklichkeit nur, indem wir sie „wirken“, sie aus unserer Erkenntnis gestalten. Der Geist muß in sich selber schaffen, was er recht erkennen soll. Er muß die Zahl, die Form, und so alles, was er an den Dingen einsehen soll, aus seinen eigenen Grundelementen in sich aufbauen, z. B. die räumlichen

Gestalten aus den Linien in ihren wechselnden Lagen; so wie die Mathematik, freilich in ihrer gewohnten, euklidischen Gestalt noch lange nicht radikal genug, sie von Anfang an nicht bloß vor uns, sondern in uns aufbaut. So wird alle Erkenntnis im Grunde Selbsterkenntnis, alle Bildung des Geistes und ebenso des Willens und der schaffenden That wird für den Menschen „Werk seiner selbst“, wird Selbstformung des Menschen; sie quillt zuletzt aus seinem eigenen Innern und ist nur seine eigene naturgemäße, seiner Natur gemäße Gestaltung. So wird Rousseaus Ruf der Rückkehr zur Natur erst im tiefsten Sinne erfüllt. „Natur“ heißt fortan Schöpfung, ursprüngliche Hervorbringung. Nur noch ein zu schwacher Ausdruck dafür sind die Formeln, in denen man die Eigenheit der Pestalozzischen Bildungsweise damals ausgedrückt hat: daß es ankomme auf die Entwicklung der Kraft, nicht auf die einzelne Leistung, auf die Form (Gestaltungsweise), nicht auf die Materie (das Stoffliche) der Bildung, auf intensive nicht extensive Bildung. Dieser letzte Ausdruck ist zutreffend: in der That, von innen muß es kommen. „Es ist in dir, du bringst es ewig hervor“; und erst aus der Ursprungseinheit im menschlichen Denken, Wollen und Schaffen selbst kann es dann sich nach außen hin erstrecken, nicht aber von außen in uns hineingefördert werden; so wie (sagt Pestalozzi) „die hohe Natur aus dem Kern des größten Baumes zuerst nur einen unmerklichen Keim treibt, aber dann durch ebenso unmerkliche als täglich und stündlich fließende Zusätze zuerst die Grundlage des Stammes, dann diejenige der Hauptäste und endlich diejenige der Nebenäste, bis an das äußerste Reis, an dem das vergängliche Laub hängt, entfaltet“.

Das war die Entdeckung, die erst jetzt, in seinem erneuten, unmittelbaren Wirken als Erzieher, ja als Schulmeister, sich ihm mit ganzer Wucht aufdrängte, obwohl sie schon lange vorher, ja von Anfang an, keimweise in ihm vorhanden war. Pestalozzi begegnet sich darin ganz ungesucht mit der großen philosophischen Entdeckung seines Zeitalters, mit der Entdeckung Kants, daß unser Verstand nur genau so viel von den Dingen erkennt, als er aus seinen eigenen Grundanlagen selber hervorbringt; daß die Gesetze der Natur in Wahrheit bloß die Widerspiegelung der Gesetze unseres Verstandes sind, ohne die es für uns gar keine Natur und keine Gesetze gäbe.

Aber Pestalozzi grübelt nicht lange um die theoretische Begründung, obgleich er grundsätzlich sie für notwendig erkennt und so viel davon, als er nach seiner Art zu denken und sich auszudrücken geben konnte, zu geben auch nicht unterlassen hat; sondern im Mittelpunkt steht ihm die erprobende That; aus ihr schöpft er erst, was von Ansätzen zur Theorie bei ihm zu finden ist, und darin liegt ihr unschätzbare Wert. Zwar war er nach seiner Eigenart auch für die rein praktische Aufgabe des Unterrichtens nicht sonderlich geeignet. In seinem rastlosen Suchen, Forschen und Experimentieren verlor er den nächsten Zweck, diese und diese Schulkinder in bestimmter Richtung zu fördern und zum bestimmten Ziele zu bringen, wohl etwas zu sehr aus den Augen. Zum Glück aber fand er Mitarbeiter, welche ganz auf seine Ideen eingingen, in bescheidener Unterordnung sie völlig in sich aufnahmen, zugleich aber die praktische Fähigkeit zu Unterricht und Zucht der Kinder in hohem Maße besaßen; eine Fähigkeit, die ihm selbst gerade darum wohl abgehen mußte, weil sein Streben stets über das vorliegende Einzelne weit hinausging auf die allgemeinen Fundamente der Menschenbildung.

So wird sein Tun uns verständlich, und wird durchsichtig, wie die neue Wendung seiner pädagogischen Untersuchungen zuletzt doch im tiefsten Einklang stand mit dem, was er von Anfang an gewollt hatte.

Im übrigen war seine große Anstalt freilich in vielem nicht ein reiner Ausdruck seines Bestrebens. Sie sollte und mußte wohl allzu vielerlei vereinigen. Sie war einmal die Experimentierschule für die beständige Vertiefung und den weiteren Ausbau der Theorie des Unterrichts und der Erziehung; sie war zugleich elementare Bildungsanstalt; sie wollte dann aber mehr und mehr auch höheren Ansprüchen genügen; man baute daher eine Art Oberstock darauf, der zu dem schlichten elementaren Unterbau nicht recht passen wollte; es war in dem allem zugleich eine Lehrerbildungsanstalt; Pestalozzi erlebte, nachdem Fichte in der Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung Deutschlands in seinen „Reden“ mit Worten glühender Begeisterung auf ihn und sein merkwürdiges Tun hingewiesen hatte, den schönen Sieg, daß die preussische Regierung eine Schar junger Männer zu ihm entsandte, welche sich mit dem Geiste seiner Methode erfüllen und sie dann in die preussische Volksschule einführen sollten. Bei dem allen hat Pestalozzi auch den alten Gedanken der Armen-

erziehung nie aufgegeben; er kommt immer wieder darauf zurück und hat wirklich noch im hohen Greisenalter eine Armenanstalt an sein sonst schon so vielen verschiedenartigen Zwecken dienendes Institut angeschlossen. So wurde es im Grunde ein unförmliches Ganzes. Aber es war doch ein gewaltiges pädagogisches Leben darin; hochbedeutende Kräfte hatten sich zusammengefunden, die zwar vielfach auch miteinander in Streit gerieten und bei dem heiligen Ernst, mit dem ein jeder seine Sache verfocht, scharf aufeinanderplakten, dann in einer hochtragischen Entwicklung den Bund, der in seinen Anfängen ein seltenes Muster auch der gegenseitigen Liebe und treuen Zusammenstehens dargestellt hatte, schließlich zersprengen mußten. Vorbildlich bleibt diese Anstalt dennoch als ein lebendiger, in keinem Augenblicke dem Schlendrian verfallender Verein zu immer neu prüfender und sich verbessernder, rastlos fortstrebender, auf die höchsten und heiligsten Aufgaben der Menschheit gerichteter Erziehungsarbeit. Es war da alles eine große Familie: die Kinder, verschiedensten Alters und verschiedenster Begabung und Reife, die zahlreichen lehrenden Frauen wie Männer, die aber nicht minder alle sich als Lernende fühlten; vor allem Pestalozzi selbst, der die Seele dieses wundersamen Ganzen war und blieb durch sein Genie der Menschenliebe, seinen Glauben an das Göttliche im Menschen, seine Erkenntnis des tiefsten menschlichen Wesens und seinen unbestechlichen, sich selbst stets weniger als andere schonenden Wahrheitsinn, ja Wahrheitsfanatismus.

Was ist denn nun von dem allen bleibend übergegangen in die Arbeit der Schule, der Volkserziehung überhaupt?

Seine Zeit hat für sein Unternehmen das lebhafteste Interesse bewiesen; viele bedeutende Männer sind mit höchstem Ernst und reinsten Absicht auf seine Ideen eingegangen, haben sie, gemeinsam mit ihm oder für sich allein, theoretisch bis aufs letzte zu durchdenken und in Tat zu übersetzen gestrebt, sie dann weit hinausgetragen. Auch in Frankfurt z. B. gewann Pestalozzis Sache starken und bedeutenden Anhang; Gruners Musterschule ist aus Pestalozzischen Ideen hervorgegangen, Diesterweg hat sie dort kennen gelernt, der Mann, der nachmals vielleicht am meisten getan hat, Pestalozzischen Geist in der Schule Preußens und Deutschlands zu erhalten. Viel Pestalozzisches überhaupt ist auf tausend Wegen in diese übergegangen. Man studiert doch fort und fort Pestalozzi in den

Seminarien; jedes Jahr feiert man in weiten Kreisen der deutschen Lehrervelt Pestalozzis Gedächtnis; zu geschweigen der großen Gedenktage 1846 und 1896.

Und dennoch, wenn wir fragen: Sind es in Wahrheit Pestalozzis Ideen, welche in unserer Schule den Sieg behalten haben? und vollends: sind seine noch viel weiter führenden Ideen zur Grundlegung und Durchführung einer wirklich das ganze Volk durchdringenden sozialen Erziehung zur Tat geworden? so müssen wir traurig den Kopf schütteln. Nein, das ist nicht geschehen.

Gewiß zeigt der heutige Zustand unseres Schulwesens gegen das, was Pestalozzi vorfand, auch gegen den Zustand, wie er bei seinem Scheiden ihn zurückließ, äußerlich und nicht bloß äußerlich viele und glänzende Vorzüge. Vor allem, wir haben einen wirklich allgemeinen Schulunterricht, wenigstens in dem Sinne, daß kein (so gut wie kein) Kind ununterrichtet bleibt. Es ist sehr merkwürdig, daß Pestalozzi nicht einmal die wirklich allgemeine Durchführung des staatlichen Schulzwanges besonders betont, daß er die Allgemeinheit der Volksschule in dem bestimmteren Sinne, daß dieselbe Elementarschule unterschiedslos von den Kindern aller Volksklassen besucht werden und nicht Sonderschulen für die Bessergestellten daneben bestehen sollten, nicht ausdrücklich gefordert hat. Man kann allenfalls sagen, diese Forderung entspreche dem Geiste Pestalozzis. Aber überhaupt die ganze Frage der staatlichen Organisation des Volksunterrichts hat ihn wenig beschäftigt. Das wurde vielmehr von Frankreich, von der französischen Revolution her bei uns aufgenommen, in demselben Augenblicke, wo diese Idee in Frankreich selbst vorläufig gescheitert war; erst die dritte Republik hat dann, wieder umgekehrt durch Deutschlands Vorbild gespornt, darauf zurückgegriffen. Pestalozzi aber hat bis zuletzt die tiefe Abneigung gegen den äußeren Mechanismus der staatlich anbefohlenen und beaufsichtigten Schule nicht überwunden. Wiederholt er auch später nicht die fast wegwerfenden Urteile seiner Rousseauischen Frühzeit, nimmt er seit Burgdorf und Iferten ein entschiedeneres Interesse an der Schule, wie diese ja auch angefangen hatte, sich ernstlich um ihn zu kümmern, so hat er doch kaum je unmittelbar für sie und in Gedanken an sie gearbeitet. Er fürchtete offenbar den Geist der Bevormundung, er fürchtete die tausend Ansprüche, die da von außen her, von Kirche und Staat und Gesellschaft, an die

Schule gestellt werden und sie zum Zankapfel der Parteien machen, ihr die Freiheit der Selbstentwicklung, die ihm das Höchste war, rauben und sie in ein Zwangswerk verwandeln würden — wie es in nur zu fühlbarem Maße größtenteils wirklich eingetreten ist.

Man darf somit nur mit großen Vorbehalten reden von einem Pestalozzischen Geiste, der in unserer Volksschule und unserem nationalen Bildungswesen überhaupt walte. Der Geist Pestalozzis, das ist vor allem der Geist der Freiheit; daß aber der in unserem heutigen öffentlichen Bildungswesen allgemein herrschend sei, werden wohl nicht viele behaupten wollen. Nicht als ob er gänzlich erstorben wäre; er ist ohne Zweifel, gerade auch in einem großen Teile der Lehrerschaft, lebendig. Aber er behauptet sich da nur mühsam gegen tausend lähmende Einflüsse. Langsam beginnen wir erst zu einem freieren Wesen uns wieder durchzukämpfen. Es ist auch ganz gut, daß es da etwas zu ringen und zu kämpfen gibt; denn im Ringen und Kämpfen erringt und erkämpft man vor allem sich selbst und spürt die Kraft und den Segen des eigenen Regens und Sich-Rührens. Jedenfalls enthält eben dieser bisher nur allzu unfreie Zustand unseres öffentlichen Bildungswesens die dringende Aufforderung zur Ergänzung durch freie, ganz freiwillige Volksbildungsarbeit, wie Ihr Verband sie in rühmlicher Weise in die Hand genommen hat. Hier besonders kann und soll Pestalozzis Geist walten, als der Geist der Freiheit, der selbsteigenen, selbstverantwortlichen Tat; zugleich aber als der Geist der Gemeinschaft, in voller Rücksicht auf die gegebenen wirtschaftlichen und politischen Bedingungen, stets jedoch vom Geist und Willen der Individuen aus; zur Weckung eben der unbedingten Selbständigkeit des Denkens, des Wollens und der schaffenden Tat. Also gewiß in „sozialem“ Geiste wollen wir wirken, aber, genau wie es Pestalozzi verstanden hat, im Geiste freier Gemeinschaft, also zugleich im Geiste der Persönlichkeit, der Individualität. Bildungsarbeit will Befreiungsarbeit sein; frei machen aber kann nur, wer selber frei ist.

Das heiße uns: Pestalozzisch wirken!